FOTOS: BECKERBREDEL/IMAGO, CHRISTA EDER/IMAGO/SHOTSHOP

Die dunkle Seite der Milch

Milchkühe müssen ein Kalb nach dem anderen austragen, viele landen schon nach wenigen Jahren ausgelaugt beim Schlachter. Kann man Milch überhaupt tierfreundlich produzieren?

Von Tina Baier

Milch begleitet viele Menschen ihr Leben lang: Als Kakao in der Kindheit, als Butter auf dem Pausenbrot, später als Milchschaum im Cappuccino – kompletter Verzicht darauf würde den meisten sehr schwerfallen. Auf den Verpackungen sind Bilder von grünen Wiesen und glücklichen Kühen zu sehen, das verstärkt den Eindruck, dass es Milchkühen in Deutschland doch eigentlich ganz gut geht. Bisschen melken lassen, das kann doch nicht so schlimm sein?

Aber auch in den besten Betrieben haben Milchkühe ein hartes Berufsleben. Mit durchschnittlich rund 4,7 Jahren sind sie ausgelaugt und werden geschlachtet. Dabei könnten Kühe eigentlich bis zu 20 Jahre alt werden. „In den meisten Fällen entscheidet nicht der Landwirt, dass die Kuh geht“, sagt Lisa Bachmann, Professorin für Tiergesundheitsmanagement an der Hochschule Neubrandenburg. Viele Tiere seien schlicht schon nach kurzer Zeit zu krank.

Früh in der Pubertät, im Alter von etwa einem Jahr, wird eine Kuh das erste Mal besamt – mit eingefrorenem Sperma aus der Pipette. „Früher lag die sogenannte Zuchtreife für die erste Besamung bei 18 bis 19 Monaten“, sagt Korinna Huber, Tierärztin und Professorin am Institut für Nutztierwissenschaften der Universität Hohenheim in Stuttgart. Die Kühe sollen aber möglichst früh Milch geben. Und dafür müssen sie möglichst früh ihr erstes Kalb bekommen, das neun Monate nach der Besamung zur Welt kommt. Die Kuh ist dann manchmal nicht einmal zwei Jahre alt.

„Dann geht das mit der Milchproduktion los“, sagt Huber. Wenn das Kalb geboren ist, wird es der Mutter in der Regel innerhalb von zwei Stunden nach der Geburt weggenommen. „Mittlerweile ist es in fast allen Betrieben Praxis, dass das Kalb wenigstens die Erstmilch, das Kolostrum, von der Mutter bekommt“, sagt Huber. Das ist wichtig, da darin Antikörper enthalten sind, die das Kalb vor Krankheiten schützen. Wie schlimm diese frühe Trennung für Kuh und Kalb ist, darüber gibt es unterschiedliche Ansichten.

Manche Landwirte berichten, dass der Trennungsschmerz größer ist, wenn sie das Kalb länger bei der Mutter lassen, weil dann eine Bindung zwischen Kuh und Kalb entsteht. Trennt man Mutter und Kind dann doch irgendwann, schreien manche Kühe ein bis zwei Tage nach ihrem Kalb.

In jedem Fall fängt die junge Mutter an, Milch zu geben. Die meiste Milch gibt sie sechs bis acht Wochen nach der Geburt. „Das ist, als müsste ein Mensch jeden Tag einen Marathon laufen“, sagt Bachmann. Zwar bekommen die Tiere dann auch anderes, energiereicheres Futter, „aber es dauert, bis der Körper der Kühe realisiert, dass sie mehr fressen müssen“, sagt Bachmann.

Deshalb rutschen viele Tiere in eine negative Energiebilanz. Das heißt, sie verbrauchen mehr Energie, als sie aufnehmen, und müssen auf Fette und Proteine aus ihrem Körper zurückgreifen. Viele verkraften das nicht und werden krank. Gefürchtet ist etwa die Ketose, eine Krankheit, die durch den Mangel von Glukose im Blut entsteht. Betroffene Kühe hören auf zu fressen, was die Situation weiter verschlimmert. Die Tiere werden immer schwächer, bewegen sich schwankend und können irgendwann nicht mehr aufstehen. Oft ist auch das Gehirn betroffen, die Folge seien „zentralnervöse Ausfälle“, sagt Bachmann.

Wenn alles gut geht und die Kuh nicht krank wird, gibt sie etwa 300 bis 320 Tage lang Milch. So früh wie möglich wird sie erneut besamt. Erst etwa sechs Wochen bevor das zweite Kalb kommt, wird die Kuh „trockengestellt“: Sie wird nicht gemolken und in die Zitzen des Euters kommen Antibiotika per Injektor, sodass sich das Euter kurze Zeit ausruhen und regenerieren kann. „Am Ende der sechs Wochen kommt das nächste Kalb, und die ganze Runde geht von vorn los“, sagt Huber.

Dass die Abläufe derart verdichtet sind, ist nach Ansicht von Huber nicht die Schuld der Landwirte. Grund dafür sei, „dass die Milchbauern nach wie vor zu wenig Geld für ihre hochwertigen tierischen Produkte bekommen“.

Jeder Tag zähle für das wirtschaftliche Auskommen eines Betriebes. Für die Tiere seien „Kalbung und Laktation aber ein derart fordernder Prozess, dass manche Kühe nicht über das erste Kalb hinauskommen“. Grund dafür sind meist Leiden, die damit zusammenhängen, dass die Kühe fast ununterbrochen riesige Mengen Milch produzieren müssen. „Meines Erachtens sind die biologischen Grenzen bei vielen Milchkühen weit überschritten“, sagt Huber.

Häufig ist etwa Kalziummangel, weil die Kühe derart viel Kalzium in die Milch pumpen, dass für sie selbst nicht mehr genug übrig bleibt. Die Kühe können nicht mehr aufstehen, weil ihre Muskeln versagen. Weitere typische Produktionskrankheiten sind Euterentzündungen oder Lahmheit aufgrund kaputter Klauen. Die meisten Milchkühe werden aus pragmatischen Gründen auf Betonboden gehalten. „Beton ist eigentlich kein Untergrund, der für Klauen geeignet ist“, sagt Bachmann. Er ist viel zu hart.

Ein weiterer Grund dafür, dass viele Milchkühe schon nach dem ersten oder zweiten Kalb geschlachtet werden, ist, dass sie nicht mehr trächtig werden, folglich auch keine Milch mehr geben. „Infertilität ist für mich ein erstes Symptom der Überforderung“, sagt Huber.

Die Kuh sei durch die enorme Milchleistung derart gestresst, dass der Körper sich nicht auch noch ein Kalb zumuten will. „Eigentlich ein gesunder Schutzmechanismus“, sagt Huber. In der Praxis habe Infertilität aber zur Folge, dass das Tier zum Schlachter gebracht wird. „Manche Betriebe tauschen jedes Jahr 30 Prozent ihrer Milchkühe aus“, sagt Huber. Kälber und Jungkühe gibt es im Überfluss, weil die erwachsenen Kühe ja ständig Kälber bekommen müssen, um weiter Milch zu geben. Viele weibliche Kälber ersetzen dann ihre ausgelaugten Mütter, die geschlachtet werden.

Und die männlichen? „Das ist ein Problem, das ich mit Sorge sehe“, sagt Huber. Traditionell wurden die männlichen Kälber gemästet, um ihr Fleisch zu verkaufen. Doch viele Milchkuh-Rassen wie etwa die schwarz-weiß gefleckten Holstein-Kühe sind mittlerweile derart speziell auf eine hohe Milchleistung gezüchtet, dass sie als Fleischlieferanten nicht mehr taugen. Proteine und andere Nährstoffe setzen die schlanken Tiere nicht an, sondern geben sie direkt in die Milch ab.

Es ist, als müsste ein Mensch jeden Tag einen Marathon laufen

Die männlichen Kälber haben dasselbe Erbgut und bleiben ebenfalls schlank. Das heißt, es lohnt sich finanziell nicht, sie zu mästen, da sie bis zur Schlachtung viel mehr teures Futter fressen als Kälber von Mastvieh-Rassen, wie etwa die einfarbig weißen oder cremefarbenen Charolais-Rinder. Auch Kälber sogenannter Zweinutzungsrassen, wie das in Süddeutschland weitverbreitete weiß-braune Deutsche Fleckvieh, sind besser mästbar. Dafür geben die erwachsenen Kühe etwas weniger Milch. Paradoxerweise wird das Problem der überschüssigen Kälber noch verschärft durch den Ernährungstrend, möglichst wenig Fleisch zu essen. „Das ist ein völlig schräges Weltbild“, sagt Korinna Huber. „Wir unterbrechen mit einem solchen Essverhalten Zyklen in der Landwirtschaft, die unmittelbar miteinander verbunden sind.“ Das mache sich gerade deutlich bemerkbar. „Wenn ich Milch trinke, aber kein Fleisch esse, nehme ich in Kauf, dass ein Haufen männlicher Kälber übrig bleibt. Die Brüder von den Milchkuh-Kälbern sind dann nichts mehr wert. Gar nichts mehr.“

Besonders dramatisch ist dieses Ungleichgewicht auf dem Biomarkt. Denn die Nachfrage und damit die Produktion von Biomilch-Produkten nimmt kontinuierlich zu. „Das führt dazu, dass immer mehr Bio-Kälber geboren werden“, sagt Josephine Gresham, Doktorandin an der Fakultät für Agrarwissenschaften in Hohenheim. Der Markt für das teure Bio-Kalbfleisch sei aber winzig. Was zur Folge hat, dass die überschüssigen Kälber „weder unter ethischen noch ökonomischen Aspekten eine Wertschätzung“ erfahren, heißt es in einer Presseerklärung der Universität, in der es um „Lösungen für das Kälberproblem“ geht.

Im vielleicht schlimmsten Fall werden sie auf einen Lebendtransport geschickt – dahin, wo es billiger als in Deutschland ist, sie zu mästen. „Es gehen Transporte in die Niederlande, nach Frankreich, nach Spanien“, sagt Gresham. Bis vor Kurzem durften Kälber schon ab einem Alter von zwei Wochen transportiert werden. Seit Januar 2024 gilt in Deutschland eine neue Richtlinie, die den Transport erst ab 28 Tagen erlaubt.

„Das ist immer noch Säugealter“, sagt Gresham. Was die Frage aufwirft, ob die Kälber auf dem Transport genug zu trinken bekommen. „Ein kleines Kalb kann manchmal noch gar nicht aus einem Eimer trinken, wenn es das noch nicht gelernt hat“, sagt Gresham. Und „ich weiß ganz sicher, dass es nicht genügend Lkws in Deutschland gibt, die eine Säugevorrichtung haben.“ Viele Kälber erkranken auf dem Transport, etwa an Durchfall- und Atemwegserkrankungen.

Im Mastbetrieb werden die Kälber intensiv gefüttert, damit sie ein bis zwei Kilo pro Tag zunehmen. „Die verlassen ihre Mastbucht nicht mehr, bevor sie zum Schlachter kommen“, sagt Huber. In Ökobetrieben ist das etwas anders, da dürfen auch Masttiere manchmal auf die Weide.

„Trotzdem ist es nicht so, dass Ökobetriebe unbedingt einen höheren Grad an Tierwohl aufweisen“, sagt Huber. Die auf Hochleistung gezüchteten Milchkühe brauchen Spezialfutter und Medikamente, wenn eine der häufigen Produktionskrankheiten auftritt. In Biobetrieben sind manche Futtermittel und Medikamente, die die Kühe dann bräuchten, aber „nur eingeschränkt nutzbar“, sagt Huber. „In den Ökobetrieben haben wir deshalb manchmal nicht weniger Tierleid als in den konventionellen Betrieben.“

Ein weitverbreiteter Irrglaube sei auch, dass es Kühen in Spitzenbetrieben, in denen die Tiere 40 Liter Milch pro Tag geben, besonders schlecht gehe, weil sie dort sozusagen ausgequetscht werden, sagt Bachmann. Das Gegenteil ist der Fall: Wenn die Tiere diese Leistung bringen können, bedeutet es, dass es ihnen gut geht. Betriebe, die Tiere mit einer solchen Genetik nur mit 20 Litern pro Tag melken, hätten dagegen in der Regel ein Gesundheitsproblem, beziehungsweise ein Managementproblem, sagt Bachmann. Das eigentliche Problem sei deshalb die Zucht. „Es wäre eigentlich besser, die Leistung wieder etwas herunterzuzüchten, damit es nicht so schwierig ist, die Kühe gesund und glücklich zu halten“, sagt Bachmann.

Zumindest theoretisch wäre es aber durchaus möglich, auch hochgezüchtete Milchkuh-Rassen so zu halten, dass es den Tieren besser geht.

Nach Ansicht von Huber, die dazu 2019 eine Studie mitveröffentlicht hat, würde es schon viel bringen, die Kälber wenigstens 16 Wochen lang mit ausreichend Milch oder Milchaustauscher aufzuziehen. „Dies erzeugt eine höhere Resilienz als erwachsene Milchkuh.“

Und dann ist da der Stall. Bachmann ist Mitglied im Projekt „Innovationen für gesunde und glückliche Kühe (IGG)“, an dem ein ganzes Netzwerk von Hochschulen, Instituten und Ämtern beteiligt ist. Ziel des Projekts, das mit Geld aus dem „Bundesprogramm Nutztierhaltung“ gefördert wurde, war ein „Milchviehstall der Zukunft“, in dem wirtschaftliche Rentabilität mit einem „Maximum an Tierwohl“ einhergeht.

„Eine Weiterentwicklung ist notwendig angesagt“, sagt Hans-Jürgen Seufferlein, Geschäftsführer des Verbands der Milcherzeuger Bayern. Die Gruppe der Milchviehhalter in Deutschland sei sehr heterogen. „Es gibt manchmal Bilder, die wir selber auch nicht mehr gerne sehen.“ Ein Tier sei ein lebendes Wesen. Und „den Tieren muss es gut gehen, damit sie Leistung bringen“. Milchkühe müssten die Möglichkeit haben, sich zu bewegen. Licht und Luft in den Ställen seien wichtig. Und dass die Tränken so konstruiert sind, dass die Kühe, die 80 bis 100 Liter pro Tag saufen, genug Wasser bekommen.

Das IGG-Konzept für den Stall der Zukunft sieht statt der üblichen Liegeboxen, in die die Kühe regelrecht „ein- und ausparken“ müssen, eine große freie Liegefläche vor, auf der sich alle Tiere hinlegen können, wo und wie sie wollen, und von der aus sie Zugang zur Weide haben. Die Kühe werden als „Familie“ gehalten, in der die Kälber bei der Mutter trinken dürfen und auch nach der Entwöhnung in der Herde bleiben – bis sie ältere Kühe als Milchkühe ersetzen oder groß genug sind, um geschlachtet zu werden.

Der Boden im Stall der Zukunft besteht aus einem gummiartigen Material, das die Klauen der Tiere schont und gleichzeitig für Landwirte praktisch ist. Außerdem wird in vielen Details Rücksicht auf die physiologischen Besonderheiten von Kühen genommen, etwa dass sie nur einen kleinen Bereich direkt vor sich scharf sehen und sich am wohlsten bei einer Temperatur von zehn Grad fühlen.

Viele Aufgaben sind automatisiert: „Smarte Fressgitter“ regeln mithilfe von Transpondern, mit denen die Kühe ausgestattet werden, welches Tier zu welchem Futter Zugang hat. Melken, füttern und ausmisten sollen verschiedene Roboter übernehmen.

In der Theorie ist alles fertig. Doch für den geplanten Bau eines Demonstrationsstalls in Dummerstorf in Mecklenburg-Vorpommern sind bis jetzt keine finanziellen Mittel genehmigt worden.

DIZdigital Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de
A124350606
PloetzD